

Wie schwer ist es bis heute, sich mit den familiären Wurzeln zu beschäftigen, wenn sie mit dem Nationalsozialismus verbunden sind?

Hans Schindler

Zusammenfassung

Selbsterfahrungsprozesse und biografische Literatur werden unter dem Gesichtspunkt der Verarbeitung der Verstrickung von Familienangehörigen in den Nationalsozialismus ausgewertet. Unter den Stichworten „familiäre Loyalität“, „Verleugnung und Verharmlosung“, „Abgrenzung“ und „Verstehen und Abgrenzung“ werden die verschiedenen Beobachtungen subsumiert. 60 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus ist die familiäre Verarbeitung von Schuld immer noch ein höchst aktuelles Thema.

Die folgenden Überlegungen basieren auf drei unterschiedlichen Quellen:

1. Mit einer jüdischen Kollegin habe ich in Bergen-Belsen und in Buchenwald zwei Seminare mit Kindern und Enkeln aus Opfer- und Täterfamilien durchgeführt.
2. Als Lehrtherapeut habe ich in den letzten 15 Jahren bei mehr als 400 Familienrekonstruktionen mitgewirkt. Anfangs waren es oft Kinder, heute sind es meist Enkel von Menschen, von denen viele Mitläufer oder auch Täter im Nationalsozialismus waren.
3. Ich habe biografische Bücher ausgewertet, die in den letzten Jahren erschienen sind, in denen Kinder, Enkel und Brüder über Familienmitglieder berichten, die dem Nationalsozialismus verbunden waren.

Familiäre Loyalität

Viele WeiterbildungsteilnehmerInnen berichten, dass Eltern und Großeltern in Gesprächen zur Vorbereitung der Familienrekonstruktion auf Fragen, die die Zeit des Nationalsozialismus betreffen, wortkarg oder ausweichend antworten. Dabei erscheint es den TeilnehmerInnen auch schwierig, solche Themen anzusprechen, weil sie selbst nicht wissen, wonach sie fragen könnten. Dieses Schweigen und Verschweigen, dieses Nicht-Nachfragen und Nicht-Researchieren hat in deutschen Familien nach 1945 eine lange Tradition. Immer wieder habe ich festgestellt, wie schwer es ist, Neugier für das Thema bei vielen FortbildungsteilnehmerInnen zu wecken. Manchmal habe ich ein Gefühl, es handele sich da um „Scheinneugier“.

Wie stark die familiären Loyalitäten auch nachfolgende Generationen binden, haben Welzer, Moller und Tschuggnall (Welzer u. a. 2002) in einer Untersuchung mit 40 Familiengesprächen und 142 Einzelinterviews sehr eindrucksvoll nachgewiesen: „In den Gesprächen

finden sich zwei Beispiele, in denen die Zeitzeugen im Familiengespräch von Morden erzählen, die sie begangen haben, und es finden sich Berichte von Erschießungen, aber all das hinterlässt in den Einzelinterviews mit den Kindern und Enkeln keinerlei Spuren – es ist, als hätten sie diese Erzählungen gar nicht gehört. Wohl aber nutzen sie jeden auch noch so entlegenen Hinweis darauf, dass ihre Großeltern etwas „Gutes“ getan haben, um Versionen der Vergangenheit zu erfinden, in denen diese stets als integrale, gute Menschen auftreten.“ (S. 11). Paradoxe Weise ist es dabei – so die Autoren – nicht die Uninformiertheit, sondern die Informiertheit der nachfolgenden Generationen über die Verbrechen im Nationalsozialismus, „die bei den Kindern und Enkeln das Bedürfnis erzeugt, die Eltern und Großeltern im nationalsozialistischen Universum des Grauens so zu platzieren, dass von diesem Grauen kein Schatten auf sie fällt.“ (S. 13).

Sogar Claudia Brunner (Brunner & von Selmann 2004), die sich sehr intensiv mit der Geschichte ihres Großonkels Alois Brunner, der rechten Hand von Eichmann bei der Planung und Durchführung der Judenvernichtung, auseinander gesetzt hat, berichtet von familiärer Loyalität. Einerseits hat sie ein familiäres Tabu gebrochen, sich „mit der NS-Vergangenheit der eigenen Familie (zu) beschäftigen“ (S. 11), andererseits tabuisiert sie selbst einen Briefwechsel zwischen diesem Großonkel, der unbehelligt bis vor kurzem in Damaskus gelebt hat, und ihrem Vater, und verdrängt dabei, dass sie selbst diesem Großonkel einmal einen Brief geschrieben hat (S. 79).

Verleugnung und Verharmlosung

Beispielhaft für diese Leugnung ist auch eine Szene aus einer Familienrekonstruktion: Der Ehemann der Großmutter war Leiter des Sicherheitsdienstes (SD) in Bremen, später in Hamburg und danach in Norwegen. Die Großmutter war seine Sekretärin in Bremen. Frage: „Was hat deine Großmutter beruflich gemacht?“ Antwort: „Sie hat (Pause) bei der Behörde gearbeitet“.

Vermutlich gibt es bei der Enkelin einen inneren Teil (vgl. Schwartz 1997, Schindler 2002b), der weiß, dass die Großmutter indirekt an Verbrechen beteiligt war, wenn auch nur als Sekretärin, und einen anderen Teil, der das verleugnen will. Letzterer hat sich bei der Formulierung „... bei der Behörde gearbeitet“ durchgesetzt. In der Familienrekonstruktion wurde diese Hypothese besprochen. Später wurden in der Familie Dokumente „gefunden“, in denen über die schuldhaftige Verstrickung des Ehemanns der Großmutter (nicht der leibliche Vater der Mutter) und der Großmutter Genaus zu lesen war.

Ein anderes Beispiel, was meiner Ansicht nach Verleugnung und Verharmlosung kennzeichnet, ist das Buch von Uwe Timm (2003) „Am Beispiel meines Bruders“. Timm erklärt, dass er dieses Buch erst nach dem Tod seiner Eltern und der älteren Schwester schreiben konnte, da er das seiner Mutter nicht hätte antun können. Timm knüpft die Familiengeschichte um

die kurze Lebensgeschichte des 16 Jahre älteren Bruders, der sich 18-jährig 1942 freiwillig zur Waffen-SS meldete und 1943 in einem Lazarett während des Kriegs gegen die Sowjetunion seinen Verletzungen erlag. Timm zitiert die Briefe des Bruders und seine Tagebucheinträge, ebenso aus den Briefen des Vaters und aus Kommentaren seiner Eltern. Er selbst verweigert jedoch eine wertende Einschätzung, warum der Bruder sich freiwillig und dann auch noch zur SS gemeldet hat. Damit verharmlost er meiner Meinung nach die Energie, die in seiner Familie gesteckt hat und die auch er zu spüren bekommen hat.

Ähnlich ging es mir bei der Lektüre von Eitel Riefenstahls „Requiem für einen Gestapo-Mann, Hommage an meinen Vater“ (1999). Ausgangspunkt der Darstellung sind die so genannten „Persilscheine“ des Vaters, die den Vater bei der Entnazifizierung entlasten sollten. In einer leicht ironischen Zwiesprache mit dem schon lange toten Vater wird einiges aus dessen Leben berichtet. Was die Gestapozeit betrifft, macht sich Riefenstahl jedoch nicht selbst zur Recherche auf, sondern bleibt bei dem Oberflächlichen und kommt dann auch zu einer Generalentschuldigung: „Vom einsamen Kampf um ein bisschen Menschlichkeit im mörderischen Apparat der Gestapo zermürbt und innerlich zerbrochen, musste sich mein Vater nach Ende des Krieges und erniedrigender Internierung für die sog. Entnazifizierung auch noch seine Charaktereigenschaften quittieren lassen. Das gab ihm seelisch den Rest.“ (S. 20) Hier wird der Gestapo-Mann zum Opfer. Dass Riefenstahl als professioneller Journalist selbst recherchieren kann, belegt der letzte Teil des Buches, in dem er über seine journalistische Tätigkeit in Südamerika berichtet. Dies nicht in Bezug auf die Verstrickung des Vaters in das NS-Mord- und Unterdrückungssystem „Gestapo“ zu tun, heißt, sich für Verleugnung und Verharmlosung zu entscheiden.

Abgrenzung

In Familienrekonstruktionen sind mir häufig Sätze wie die folgenden begegnet: „Mit dem Großvater, der in der SS war, hatten wir kaum Kontakt“, „Vaters Onkel war bei der NSDAP, den habe ich nur selten bei Familienfesten gesehen“, „Mutters Vater war ein echter Nazi, der war schon tot, als ich geboren wurde. Unter dem muss meine Mutter sehr gelitten haben“. In diesen Familiensituationen scheint Distanz leicht möglich zu sein. Dadurch wird die eigene Integrität gesichert.

Abgrenzung scheint leichter zu sein, wenn die in den Nationalsozialismus verstrickten Personen auch im zwischenmenschlichen Kontakt unangenehme oder einfach distanzierte Familienmitglieder sind/waren. In der Analyse der Interviews von Kindern von NS-Tätern kam ich zu folgender Einschätzung: „Sie schaffen Distanz zu diesen Vätern, indem sie sie als schlechte Väter einschätzen. Sie werden so selbst zum Opfer des Vaters, reihen sich gewissermaßen in die Gruppe der Opfer des Vaters ein oder schaffen zumindest eine gewisse Nähe zu den anderen Opfern.“ (Schindler 2002a, S. 23).

Ein eindrucksvolles Dokument einer solchen Abgrenzung ist die Bereitschaft des Sohnes von Josef Mengele, des Todesengels von Auschwitz, der Gerald L. Posner und John Ware (1998) Auskunft gab über die schwierige Suche nach seinem Vater, den er erst nach 1945 als „Onkel“ vorgestellt bekommen hat.

Fritz Starke (2003) berichtet über das Leben mit seinem Vater, einem berüchtigten SS-Zahnarzt. Anhand dieser biografischen Geschichte lässt der Autor die Leser nachempfinden, wie der Vater seine Kinder und auch seine Hunde systematisch gequält hat. Der Sohn fasst das so zusammen: 1945 wurde Deutschland vom Nationalsozialismus befreit, in unserer Familie blieb jedoch alles beim Alten. Beispiel: „Den Kindern sind fünf Sekunden vergönnt, ihren Stuhl einzunehmen, dessen Lehne parallel zur Tischkante zu richten, die Hände im rechten Winkel zur Tischkante rechts und links neben den Teller, die Handballen auf die Kante des Tisches zu platzieren und – weiter den Mund zu halten. Wer es nicht in der vorgegebenen Zeit schafft, hat das Essen stehend einzunehmen, mit dem Rücken zur Wand“ (S. 42). Auf jede Frage hat er mit der Unterwerfung: „... lieber Vater“ zu antworten. Das hört sich dann so an: „Wo kommst du jetzt her?“ „Aus der Schule, lieber Vater“ (S. 57).

Starke kann sich emotional erst wirklich von diesem Vater distanzieren, als er als Student bei einem Grenzübertritt zur DDR von einem Grenzsoldaten der DDR über die SS-Vergangenheit des Vaters aufgeklärt wird und dann selbst seine Recherche beginnt. „Drei Jahre später ermöglicht ihm ein Forschungsauftrag das Studium der Personalakte des SS-Zahnarztes Doktor Dietrich Kraft. Der Major hat nicht gelogen“ (S. 116). Er studiert zunächst Theologie: „Er glaubt seit Schülerzeiten, dass allein der Beruf eines Pastors ihn davor zu bewahren vermag, so zu werden wie sein Vater. Immerhin trage er dessen Erbe in sich, haben ihn die Studienräte auf dem Gymnasium gelehrt“ (S. 118). Durch den Kontakt mit W. Abendroth und die Konfrontation des Vaters mit seinem Wissen kann er einen neuen Weg einschlagen, er wird Lehrer. Schließlich wird ihm deutlich, dass nicht nur der Vater, sondern auch die unter ihm leidende Mutter bis zu ihrem Tod dem Traum von der nationalsozialistischen Befreiung des Ostens „treu geblieben ist“. Auf dem Totenbett sagt sie: „Wenn wir gesiegt hätten, wärest du schon lange Obergruppenführer statt Gruppenführer und würdest ein Lager im Osten leiten“ (S. 126).

Es ist unklar, ob Helga Schneiders Buch „Lass mich gehen“ (2003) autobiografisch ist oder ein gut erzählter Roman. Gehen wir hier von Ersterem aus, dann berichtet eine 60-jährige Tochter vom letzten (zweiten) Besuch bei ihrer Mutter, die ihre Familie 1941 verlassen hat, um bei der SS im KZ zu arbeiten.

Die Tochter sucht nach den Gefühlen der Mutter und gleichzeitig nach ihrer Beziehung zu dieser Frau. Sie hofft auf Einsichten bei dieser Mutter, die sie aber nicht finden kann. Ihr Fazit ist: „Ich kann dich nicht hassen – ich kann dich nur einfach nicht lieben“ (S. 174).

Diese Formel zeigt, wie schwer Abgrenzung ist, auch wenn die emotionalen Bande sehr schwach und die Fremdheit zentral sind. Bei der Tochter scheint die Energie aus der Suche nach emotionaler Zugehörigkeit zu kommen. Die ganze Generation ist durch die diffuse „Rassen- und Erbbiologie der Nazis beeinflusst:“ „Ob in mir, in meinen Genen, irgend etwas von dieser Frau ist? Mich schaudert“ (S. 153).

Verstehen und Abgrenzung

Aus einer Familienrekonstruktion sind mir folgende Sätze in Erinnerung: „Meine Großtante war der Todesengel von Bergen-Belsen. Ich habe mich auf die Suche nach ihrer Lebensgeschichte gemacht.“

Eine Therapeutin sucht und findet Dokumente ihrer Familiengeschichte. Sie konfrontiert sich mit dem Grauen und der Schuld ihrer Familienmitglieder. Sie sucht nach der Bedeutung für sich selbst, nach der Verantwortung, die sie zu tragen hat. Sie ist damit viele Monate beschäftigt. Ihr Zwischenergebnis ist: „Ich bin weiter auf der Suche“.

In dem ersten Seminar für Kinder von Opfern und Tätern in Bergen-Belsen formulierte ein Teilnehmer sein Anliegen so: „Ich will den Vater finden, der hinter dem Soldat steckt. Ich will verstehen, wie er mit meiner Körperbehinderung zurechtgekommen ist, nachdem er vorher die nationalsozialistische Idee vom ‚unwerten Leben‘ geteilt hat.“

Durch Recherchen seinerseits und durch Skulpturarbeit mit anderen Gruppenteilnehmern entstand ein bewegender Prozess der Annäherung an den „inneren Kampf des Vaters zwischen Ideologie und Vaterliebe“. Sich dem Vater innerlich annähern und gleichzeitig zu anderen Teilen Distanz halten zu können, nicht in Verharmlosung zu verfallen und die persönliche Verantwortung zu suchen, waren die verschiedenen Aspekte dieser Bewegung auf den Vater zu.

Herrad Schenk (2002) hat mit „Wie in einem uferlosen Strom. Das Leben meiner Eltern“ ein beeindruckendes Buch über das Leben ihrer Eltern, ihre Entwicklung und vor allem auch ihre Entwicklungsgrenzen vorgelegt. Beide Elternteile – aus sehr unterschiedlichen sozialen Schichten stammend – sind überzeugte Nationalsozialisten. Der Vater macht Karriere beim SD. Von 1940 bis 1944 leben sie in Galizien – er als SD-Mann – mitten im Zentrum der Judenvernichtung. Nach dem Krieg wollen beide Eltern davon nicht viel mitbekommen haben. Der Vater entzieht sich der Entnazifizierung dadurch, dass er viele Jahre von der Familie getrennt von Hilfsarbeiten lebt. Die Mutter lebt mit ihren fünf Töchtern bei ihrer Mutter und schlägt sich mühevoll durch die Nachkriegszeit. Herrad, 1948 geboren, versucht den Lebensweg der Eltern, ihre Ideale, ihre Handlungsmotive, ihre inneren und äußeren Beschränktheiten nachzuvollziehen.

Sehr bewegend an diesem Buch ist, dass die innere Qual der Autorin sehr deutlich wird. „Er lebt in dem Bewusstsein, sich der ukrainischen und polnischen Bevölkerung gegenüber anständig verhalten zu haben, jedenfalls menschlicher als die Mehrzahl der Angehörigen des deutschen Besatzungsapparates“ (S. 153). Was seine Angabe zu der Nichtbeteiligung an den Judenmorden betrifft, kann sie ihm nicht folgen. Sie studiert die Protokolle seiner Vernehmung durch die Staatsanwaltschaft 1965, wo es um die Judenermordungen in Galizien ging. Hier räumt er ein, dass er sich vor der Vernehmung „darüber Gedanken“ macht. „Eine Annäherung an eine Anerkennung moralischer Schuld. Mehr kann er sich wohl in der äußersten Defensive dieser Vernehmungssituation nicht leisten. Ununterbrochen macht er sich Gedanken, sie nagen an ihm, vor allem in den Nächten; sie zerfressen ihn, wenn er schlaflos im Wohnzimmer sitzt, grübelnd seine Notizzettel ordnet“ (S. 333). Wenn sie zu der Aussage gelangt: „Ich wünschte, ich könnte ihm glauben...“ (S. 360), ist sie zu der Einschätzung gekommen, dass sie ihm nicht glauben kann und dass sie von seiner Schuld überzeugt ist. Sie hat selbst recherchiert und Historiker konsultiert. Am Schluss richtet sie die Stimme an den Vater und sagt ihm einen Satz, den er selbst ihr beigebracht hat: „Es kommt im Leben nicht auf die gute Absicht, sondern auf die Ergebnisse des Tuns an!“ (S. 362). Für sie ist er schuldig.

Ähnlich bewegend ist das Buch von Wibke Bruhns (2004) „Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie“. Die über 60-jährige Tochter macht sich auf die Suche nach ihrem Vater, der in Folge des 20. Juli 44 als „Verschwörer“ verurteilt und ermordet wurde. Da die Eltern zu dieser Zeit bereits getrennt waren, ist sie ohne tief gehende Informationen über diesen Vater groß geworden. Erst als sie ihn in einem Filmausschnitt über den Prozess sieht, macht sie sich auf die Suche. Sie sucht nach seiner Verstrickung und auch der ihrer Mutter in das NS-System und nach der Schuld, die sie auf sich geladen haben. „Wann hat er verstanden, in welchem Strudel er sich befand? Wann ist Hans Georgs Bewusstsein für das entsetzliche Unrecht dieses Dritten Reiches entstanden, wenn überhaupt? Wann hast du erkannt, dass du betrogen wurdest?“ (S. 17). Es geht um die Ermordung der Juden: „Ich muss davon ausgehen, dass HG vieles weiß, selbst wenn die Abwehr sich um Militärisches kümmert. Ich will gern glauben, dass Else das Ausmaß nicht kennt, aber sie müsste nur vor der Haustür nachsehen. Die Halberstädter Juden sind schon 1942 abgeholt worden. Weder HG noch Else haben das irgendwo erwähnt, auch nicht die Einführung des Judensterns im September 1941. Else, die unbekümmert jeden Quatsch ins Kindertagebuch schreibt, spricht noch nicht einmal nach dem Krieg darüber, als sie den Untergang Deutschlands in düsteren Farben schildert“ (S. 337). „Selbst wenn HG und Else, wenn die übrigen alles rechtens gefunden hätten, was um sie herum passierte, was ich nicht glauben will – nicht mal das schreiben sie auf, wo sie doch sonst alles zu Papier bringen. Ich habe keine Antwort“ (S. 338). Die Handlungsmotivation der Männer des 20. Juli waren nicht die Verbrechen, die im Namen Deutschlands verübt worden waren. „Die Größe Deutschlands, die deutsche Ehre stand auf dem Spiel, die gottverdammte Fahne, die sie besudelt sahen.“ (S. 18)

Resümee

An diesen typischen Beispielen wird deutlich, wie schwer es bis heute ist, sich mit den schuldhaften Verstrickungen von Familienmitgliedern bez. deren nationalsozialistischer Vergangenheit auseinander zu setzen. Doch es lohnt sich, aktiv die Familiengeschichte zu durchforsten und eine Recherche anzustellen. Emotionale Tabubereiche werden wieder zugänglich und Trauer wird möglich. Die eigene Identität wird durch eine solche Bewältigungsarbeit auf eine breitere und festere Basis gestellt.

Was die biografische Literatur betrifft, so sind für die Leser die Texte hilfreich und anregend, in denen der Prozess der inneren Auseinandersetzung mit gegenläufigen Gefühlen deutlich wird und in denen Bewältigung nachvollziehbar dargestellt wird.

Literatur

- Bruhns, W. (2004). Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie. München: Econ.
- Brunner, C. & v. Seltmann, U. (2004). Schweigen die Täter. Reden die Enkel. Frankfurt a. M.: Büchergilde Gutenberg.
- Posner, G. L., Ware, J. (1998). Mengele. Die Jagd auf den Todesengel. Berlin: Aufbau.
- Riefenstahl, E. (1999). Requiem für einen Gestapo-Mann. Hommage an meinen Vater. Egelsbach, Frankfurt a. M., München, Bremen, New York: Fouqué Literaturverlag.
- Schenk, H. (2002). Wie in einem uferlosen Strom. Das Leben meiner Eltern. München: C.H. Beck.
- Schindler, H. (2002a). Kinderliebe, Moral und die Suche nach Bedeutung – Kinder aus Nazi-Täterfamilien. *Systhema* 16 (1), S.20-26.
- Schindler, H. (2002b). Erlebnisintensive Methoden in der systemischen Einzeltherapie, *Familiendynamik* 27(4), S. 468-487.
- Schneider, H. (2003). Lass mich gehen. München, Zürich: Pieper.
- Schwartz, R. (1997). Systemische Therapie mit der inneren Familie. München: Pfeiffer.
- Starke, F. (2003). Langer Schatten. Bremen: Temmen.
- Timm, U. (2003). Am Beispiel meines Bruders. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Welzer, H., Moller, S., Tschuggnall, K. (2002). „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt a. M.: Fischer.

Hans Schindler
Wielandstraße 13a
28203 Bremen
E-Mail: hans.schindler@if-weinheim.de